

Kaukasische Post

 34706740
 302-4010733

Adresse d. Redaktion u. d. Geschäftsstelle (verrübergehend): Michael-Str. Nr. 89, im Magazin von G. Frid (vormals E. Kuffertmann). Eredrucken: 10—12 vorm. (zu fragen nach W. Bauer).

Erscheint 2-mal wöchentlich:

am Donnerstag und am Sonntag.

Bezugspreis: 12 R. 50 K. für 1 Mt. Anzeigen: die 3-mal gebaltene Kleinzeile auf der ersten Seite 1 R. 50 Kop. auf der 4. Seite 1 R.

Nr. 58.

Tiflis, den 27. Juli 1919.

11. Jahrgang.

Vereinskommission.

In den Schulräumen und im Freien
Sonnabend, den 26. Juli,
 zu Gunsten des Realgymnasiums
 5 1/2 Uhr nachmittags

Kindervorstellung,

verbunden mit Spielen und Tanz.

9 Uhr abends.

grosse Kinovorstellung:

Tyrol unter Waffen

u. d.

Jahrhundertfeier der deutschen Kolonien
 in Helenendorf.

Nachfolgend: **T-e-a-n-z.**

Bei ungünstigem Wetter werden die Veranstaltungen von
 Sonnabend auf Sonntag, den 27. Juli, verlegt.

Die Kommission.

Zahnarzt S. Prissmann

v. Deutsch.-Militär-Krankenhaus — Tiflis

empfangt Privatranke von 10—1 u. v. 3—6
 Michailowsky Pereluck (Михайловский пер.) № 7, Haus
 Kaukewitsch.

Laboratorium künstlicher Zähne.

Kann und soll der Verband der Deutschen Transkaukasiers weiterbestehen?

Der dieser ersten Frage stehen wir heute nicht zum ersten Mal, doch ist sie brennender denn je. Die Interessentlosigkeit der breiten Massen, die Indifferenz der sogenannten Intelligenz ist so groß, daß man sich unwillkürlich fragen muß, lohnt es sich überhaupt dieses Aufwands an Zeit, Kraft und Geld, den der Verband in Anspruch nimmt? Die Gleichgültigkeit gegenüber unserem kulturellen Besitz: der Schule, der „Kauf. Post“, dem einzigen deutschen Blatt in Transkaukasien, dem Gemeinwesen, der Kirche u. dgl. m. — wächst von Tag zu Tag, und nur noch wenige finden Zeit für solche Angelegenheiten; das Gros denkt bloß an die eigene Person, an die eigenen materiellen Interessen.

Alle Bestrebungen und Anregungen, alle Neuschöpfungen auf diesem Gebiete interessieren nur kurze Zeit, nämlich — so lange sie neu sind und keine Ansprüche an den Geldbeutel erheben; sie flackern eben nur als Strohflecken auf. In Bezug auf die eigene Person, die eigene Verantwortung zeigt niemand, oder höchst selten; wenn es aber gilt, zum allgemeinen Nutzen beizutragen, sucht jedermann den Bettelmantel hervor, und schwört es dann nur so von Phrasen, wie: die teure Zeit, schlechte Ernten, ja, wenn ich stehen würde wie jener, was haben die Armen, und jener für die Sache gegeben? wenn der nur 100 Rbl. gegeben hat, kann ich nur 5 Kopfen geben, wir können diese Sache nicht durchführen, denkt doch an die Armen, wir sollen die noch auskommen u. i. w., u. i. w. Jeder weiß plötzlich genau, was dieser für die gute Sache spenden

könnte und was jener bezahlen müßte, aber er selbst glaubt überhaupt nicht beitragen zu müssen. Alles dieses geschieht unter dem Deckmantel der Selbstgerechtigkeit, ist aber in Wirklichkeit nichts anderes, als Heuchelei und Pharisäertum, hervorgerufen durch Egoismus und Materialismus.

Wenn sich aber einzelne Personen noch der Kulturarbeit widmen, wenn sie ihre Zeit und Mittel dazu hergeben, so sind sie keinen Moment sicher vor Beschuldigungen und Verleumdungen, sie werden mit Schmutz beworfen, es fest eine richtige Buharbeit und Hekerei gegen sie ein. Aber von wem, fragt man, ist eine solche, eines Deutschen unwürdige Handlungsweise zu erwarten und welche Gründe liegen für eine solche Annahme vor? Man wird nicht sehr gehen, wenn man annimmt, daß die Motive für diese traurigen Erscheinungen nur in dem qualenden Bewußtsein der Betreffenden von der Nichterfüllung ihrer gesellschaftlichen und nationalen Pflichten zu suchen sind. Wenn niemand sich diesen Aufgaben widmet, so schweigt eben das Gewissen. Auch wenn die selbstloseste Tätigkeit vorliegt, wenn nur für ideale Ziele Zeit, Kraft und Geld geopfert werden, kann man Beschuldigungen hören, wie: Der macht es nur, weil er persönlichen Vorteil sucht, er exploitiert die Verbandsgelder zu Privatzweden, er reißt im Auftrag der Gesamtheit, diese Sache ist für ihn nicht von Wichtigkeit, er hat den Auftrag nur angenommen, um seine Privatgeheule machen zu können, u. i. w., und deshalb muß jedem die Lust dazu genommen werden, es muß ihm seine Tätigkeit verwehrt werden.

Es entwickelt sich ein trauriges Bild der transkaukasischen Deutschen, wenn man unser Verbandsweien unter die Lupe nimmt. Man sucht da fast vergebens nach den guten deutschen Nationalcharakteren: deutscher Treue, deutscher Pünktlichkeit, deutscher Gründlichkeit, deutschem Fleiß und deutscher Einigkeit; dafür findet man aber die berühmte „deutsche Uneinigkeit“, Kaufheit und Launtheit, Oberflächlichkeit, Unpünktlichkeit und Unzuverlässigkeit. Man macht wohl anhandeshalter in nationalen Fragen einmal mit, man will doch zeigen, daß man auch noch Deutscher sein will, läßt sich auch in irgend eine Kommission wählen, um einen Titel, wie: Mitglied des Vorstands — sich beilegen zu können, und glaubt dann seine Pflicht getan zu haben. Zu unserer Schande müssen wir es eingestehen, daß wir nur noch dem Namen nach Deutsche sind, und daß der Einfluß unserer Umgebung im Verlaufe der 100 Jahre, die wir im Kaukasus lebten, eine so traurige Einwirkung hatte, daß wir eigentlich nicht mehr das Recht haben, uns Deutsche zu nennen.

In der Zeit unserer größten Not, als nach Ausbruch des Krieges die Bedrückung aller Personen deutscher Abstammung einsetzte, als das Liquidationsgesetz mit der Vernichtung unserer materiellen Güter drohte, schien das nationale Empfinden zu erwachen, es wurde der Verband der Deutschen gegründet. Hohe u. schöne Ziele wurden festgelegt: Unterstützung der leidenden u. vertriebenen Stammesgenossen, Hebung des Schulwesens, Schutz der Interessen der Deutschen, Gründung einer deutschen Zeitung, Organisierung eines Selbstschutzes usw. Anfänglich schien die Sache auch zu gehen, es wurden größere Summen für die notleidenden Stammesbrüder zusammengebracht und nach Moskau überwiesen, und kam man im großen ganzen einigermaßen seinen Verpflichtungen nach. Viele Kaukasier hatten der damalige Zentralvorstand, um in der immer mehr überhand nehmenden Anarchie die Interessen der Kolonien, die

persönliche und materielle Sicherheit wahren zu können. Als aber Anfang 1918, während des Rückzuges der russischen Armee, die Zustände es erforderten, einen Selbstschutz zu organisieren und dazu vom Vorstände die Genehmigung zur Gründung des deutschen Schützenregiments ausgereicht wurde, und nun auch an die Mitglieder persönlich Forderungen gestellt wurden, da merkte man bald die größte Unzufriedenheit in einzelnen Kolonien, die soweit ging, daß die Ortsgruppe Georgfeld aus dem Verbande austrat, ohne ihre Verpflichtungen nachgekommen zu sein, noch sie bis heute eingelöst zu haben. Solange der Zentralvorstand für die Kolonien Waffen und Munition besorgte, solange einzelne Personen ihre ganze Zeit und Kraft und sogar ihr Geld für die allgemeine Sache opferten, da war sie gut; als aber Anforderungen an die Ortsgruppen und ihre Mitglieder gestellt wurden, fingen die Bekleren an, und schon damals wäre unser Verband zur Freude unserer Gegner in die Brüche gegangen, wenn die Zustände nicht so unhaltbar geworden wären und die Gefahr so groß, daß man nur noch von auswärts Hilfe erwarten konnte.

Jedes aufrichtige und anhängige Mitglied unseres Verbandes wird und muß zugeben, daß nur dem Erscheinen der mit Sehnsucht erwarteten Ausländer es zu verdanken ist, daß unsere Kolonien nicht von den Sturmwellen der Anarchie weggeführt worden sind. Jetzt aber, nachdem verhältnismäßige Ruhe eingetreten ist, glaubt man ohne den Verband auskommen zu können; etliche glauben sogar das Recht zu besitzen, diejenigen, die damals ihre ganze Zeit und Kraft, ja ihr Leben für die Allgemeinheit als Ziel setzten, mit Schmutz beworfen, ihnen egoistische und materielle Motive unterzuschleichen und ihnen ihr vorausgekauft Geld vorantreiben zu dürfen.

Wie groß war die Freude, als im Anfang des vorigen Jahres die „Kaukasische Post“ wieder erschien, bei allen denjenigen, die vier lange Jahre das gedruckte Wort in ihrer Muttersprache entbehren mußten; mit welcher Ungeduld wurde jede neue Nummer erwartet, und wie viele erwarteten sie heute noch mit größter Freude? Es ist eine Tatsache, daß der größte Teil unserer Verbandsmitglieder das Eingehen unserer Zeitung schmerzlich empfinden würde. Das Leben der Zeitung ist unter den gegenwärtigen unbestimmten Verhältnissen für die meisten zum Bedürfnis geworden, nur sollte sie nichts kosten.

Genau so sieht es mit unserer Schule. Die Überzeugung hat jeder, daß wir eine gute Schule brauchen, aber sollen soll sie nichts. Wenn schon einige Ortsgruppen mit dem Gedanken umgehen, ihre Schulen der Landschaft zu übergeben, und dadurch die kulturelle Autonomie aufs Spiel setzen, so ist dieses in erster Linie dem Umstand zuzuschreiben, daß man für kulturelle Zwecke nichts bezahlt will. Welche Motive aber bei den Lehrern vorliegen, die eine Auflösung unserer deutschen Schulen befürworten, ist schwer zu sagen. Jedenfalls aber entspringen sie nicht einer deutschen, sondern egoistischen Stimmung, und schwere Verantwortung wird einst diejenigen treffen, die ihre Gemeinden zu diesem Schritt durch Vorpiegelung fraglicher materieller Vorteile zu bewegen suchen. Als im vorigen Jahr auf der Konferenz festgelegt worden war, daß unsere Schulen nur dann mit Erfolg arbeiten können, wenn dem Mangel an Schulbüchern abgeholfen wird, als dann zu diesem Zwecke ein Lehrer ins Ausland gefandt wurde, um dort die fehlenden Schulbücher anzukaufen, und ein Mitglied des Zentral-Vorstandes fast das

ganze dazu nötige Geld vorstreckte, um die Abreise des delegierten Lehrers nicht aufzuhalten, wurden zwar von den meisten Ortsgruppen Bezeichnisse der gewünschten Bücher eingekauft, aber die dazu nötigen Geldmittel sind bis auf eine kleine Summe noch nicht eingezahlt, trotzdem allen bekannt ist, daß die Bücher gekauft sind und nur infolge des politischen Unfriedens und der eingetretenen Verkehrsstörungen bisher nicht überandt werden konnten. Auf der letzten Delegiertenversammlung wurde zwar der Vorstand bevollmächtigt, die nötigen Gelder aufzunehmen, um die Schulden unseres Verbandes, darunter auch die für die Schulbücher ausgesetzten Summen, zu bezahlen, doch erwies es sich, daß diese Vollmacht vollständig wertlos ist, da kein Mensch unserer Organisation, deren Mitglieder ihren Verpflichtungen bis auf wenige Ausnahmen nicht nachkommen, Geld vorstrecken wird. Und so konnten diejenigen, welche ihr Geld vorstreckten, bis jetzt nicht bezahlt werden. Aber die Ortsgruppen sind nicht nur ihren Verpflichtungen nicht nachgekommen, sondern einzelne äußern sogar ihre Unzufriedenheit darüber, daß für sie nicht die Schulbücher gekauft worden sind, die sie nicht bestellt und von denen sie nicht einmal ein Verzeichnis dem delegierten Lehrer übergeben haben, und beschuldigen die Mitglieder des Zentral-Vorstands einer böswilligen Handlungsweise.

Auf der letzten Delegiertenversammlung wurde einstimmig beschlossen, die „Kaufassige Post“ weiter herauszugeben, und die Delegierten verpflichteten sich, im Namen ihrer Ortsgruppen, die auf sie entfallenden Beträge pünktlich zu entrichten. Wie diese Verpflichtungen eingehalten wurden, erhebt man aus dem Leitartikel in der vorigen Nummer der „Kaufassigen Post“.

Auf der nämlichen Delegiertenversammlung wurden dem Zentral-Vorstand Aufträge von größter Tragweite für die weitere wirtschaftliche Entwicklung der Kolonien gegeben, unter anderem eine dem neuen Agrargesetz und den Anforderungen der neuen Zeit angepaßte Bearbeitung des veralteten Koloniengesetzes. Leider konnte der Zentral-Vorstand diese Aufgabe nicht lösen, da nur 2 Ortsgruppen die verlangten Daten einbrachten, ohne welche aber diese Arbeit überhaupt nicht in Angriff genommen werden konnte. Selbst in dieser Frage, die doch für alle von größter Bedeutung ist, zeigen die meisten Ortsgruppen Gleichgültigkeit, die ans Unmöglichkeit grenzt.

Genau so verhält es sich auch mit den übrigen Fragen, die dem Zentral-Vorstand übergeben wurden. Alle Mahnungen, Aufforderungen und Klubschreiben halfen nichts, die meisten blieben sogar unbeantwortet.

Und nun fragt es sich, kann unter solchen Umständen unser Verband weiterbestehen?

Es kann darauf nur eine Antwort geben, es ist ein trauriges „Nein“! Wir können unter den geschädigten Verhältnissen nicht weiter machen, sondern müssen zu unserer Schande und zur Freude unserer Feinde unsere Organisation, deren Gründung und Unterhaltung so viele Opfer an Zeit, Kraft und Geld verlangte und die in schwerer Zeit über manche Gefahr hinüberhelfen, auflösen. Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!

Wenn wir uns zum Schluß die Frage stellen: Soll unser Verband aufgelöst werden? — und die gegenwärtige politische Lage dabei in Betracht ziehen, wenn wir uns dabei noch die Lage unserer Stammesgenossen im westlichen Rußland, an der Wolga, in der Krim und in Südrußland vergegenwärtigen, so kann nur der Wahnsinn darauf mit einem „Ja“ antworten. Jedet vernünftige Mensch aber wird und muß zur Überzeugung kommen, daß wir jetzt unsere Verband nicht auflösen dürfen, wenn wir uns nicht der Willkür, dem wirtschaftlichen Ruin, ja, dem Untergange preisgeben und nicht der Väterlichkeit und dem Hohn unserer Umgebung anheimzufallen wollen.

Wenn wir aber zu dieser Überzeugung gelangen, so müssen wir auch die Hindernisse beseitigen, die das Bestehen des Verbandes unmöglich machen. Daran muß aber jeder Bürger mithelfen, und jede Ortsgruppe muß Stellung zu dieser Frage nehmen und nicht nur ihre Abgeordneten zur nächsten Delegiertenversammlung mit Vollmachten und Instruktionen versehen, sondern auch ihren Zahlungsverpflichtungen, sowohl den alten als auch den neuen, pünktlich nachkommen.

Wir müssen uns aber auch klar werden, daß kein Unternehmen bestehen, keine kulturelle Aufgabe gelöst werden kann, wenn wir nicht die nötigen Mittel dazu hergeben. Wir müssen zur Überzeugung kommen, daß unsere Zukunft, die Zukunft unserer Jugend, nur in einer guten Schulbildung liegt und daß die beste Kapitalanlage für unsere Kinder die ist, die wir für ihre Bildung resp. für unsere Schulen festlegen, umso mehr als bei der gegenwärtigen Agrarbewegung es ausgeschlossen ist, für dieselben wie bis jetzt genügend Land beschaffen zu können.

Von den Beschlüssen der Ortsgruppen, die für die bevorstehende Delegiertenversammlung als Grundlage ihrer Beschlüsse dienen werden, hängt das Weiterbestehen oder die Auflösung unseres Verbandes, das Bestehen unseres Verbandesorgans, die Existenz unserer deutschen Schulen und somit unsere Zukunft ab. Darum überlegt, was ihr tut, rafft euch auf, macht ein Ende mit dem Schlendrian und bekennt euch darauf, daß ihr deutschen Stammes seid und daß es für deutsche Männer eine Schmach und Schande ist, seiner nationalen Eigenart zu entsagen und für die Wahrung derselben nicht bis zum äußersten zu kämpfen.

Unwürdig ist die Nation, die nicht alles giebt zu ihres Volkes Ehre, sagt Schiller.
Ein transkaukasischer Bauer.

Zur politischen Lage.

Inland. — Die mohammedanischen Georgier der Stadt Batum und Umgegend sowie des Rayons von Kobulety haben auf zahlreich besuchten Meetings „selt beschloffen“, sich mit „der Mutter-Heimat Georgien“ wieder zu vereinigen, von der sie gegenwärtig infolge „ungünstiger Umstände“ losgerissen seien. Die Versammelten sprachen hierbei die Überzeugung aus, daß „Georgien alles dran setzen werde, um dieses Ziel möglichst bald erreichbar zu machen, wozu es ein Recht habe“, und daß „der große Augenblick der Wiedervereinigung nahe herbeigekommen sei. Letztere habe allerdings die „weitestgehende Autonomie“ zur Voraussetzung. Die georgische (national-demokratische) Zeitung „Sjaffartwelo“ fügt hinzu, daß die mohammedanischen Georgier in Artwin'schen, in Laskhan, in Mars und anderweitig, genau denselben Wunsch hätten und daß England mit dieser „Entschlossenheit des Volkes“ wohl rechnen werde. — Die georgische (nat.-demokr.) Zeitung „Sjafalide“ schreibt, daß mit Ankunft der Herren D. Gumbaschidse und S. Awaliani aus London, wohin sie als Vertreter der georgischen Regierung gereist waren, das „Gerücht von einem Kurzwortschluß unserer Regierung“ aufgetaucht sei. Es stelle sich nämlich heraus, daß wiewohl England interessiert daran sei, einen georgischen Staat als „Barren gegen Indien“ geschaffen zu wissen, es dennoch nur dann „an unserem Schicksal Anteil nehmen und uns seine Unterstützung bei den Verhandlungen mit Rußland und der Friedenskonferenz bieten werde“, wenn „die gegenwärtige Diktatur der soz. dem. Partei beseitigt würde“ und an ihre Stelle ein Koalitions-Ministerium trete, d. h. ein Kabinett, zu dem auch Vertreter der gemäßig-bürgerlichen Parteien gehörten. Dieser Umstand und die „schrecklichsten finanziellen Schwierigkeiten“ würden allmählich dazu beitragen, daß „unser Sozialisten klüger würden“ und den Anschluß an Europa und namentlich an England beschleunigten.

Ausland. — Am vorigen Sonntage hat in Berlin auf dem Kongreß der deutschen demokratischen Partei der frühere Volkshäupter in Washington Graf Bernsdorff eine längere Rede über die Aufgaben der auswärtigen Politik Deutschlands gehalten und hierbei insbesondere auf die wichtige Bedeutung des Völkerbundes hingewiesen. Der Friedensvertrag, so führte er aus, sei unter lebhaftem Protest des ganzen Landes unterschrieben worden, aber ungeachtet dessen fordere die Gewissenhaftigkeit von Deutschland die Erfüllung der übernommenen Verpflichtungen.

aber eine Dual, die mich nicht ließ, wie weit, ich ihr auch zu entziehen suchte. Manchmal sah ich auch im Traum die kleine, weiße Gestalt und das blonde Lockenbüscheln.

Das Kind war tot? fragte der Prediger.

Nein, nein! Den erregten Mann schüttelte das Fieber. Zuerst, als ich es in den Armen hielt, da dachte ich daran, ihm das Leben zu nehmen, und der Herr wollte es wohl eigentlich, aber — ich — ich — konnte — nicht! Heute bin ich froh drum!

Von was für einem Herrn sprechen Sie da? forschte der Prediger weiter, wurden Sie zu der Tat angestiftet?

Ja — das heißt, ich war schon erbittert auf den Baron, ich — ich — ich wollte mich irgendetwas rächen, weil — weil — er mich — er mich — entlassen — aus dem Dienst gejagt hatte! Mühsam, höfweise brachte der Mann die Worte hervor, und sank dann auf einen Stuhl nieder. Verzeihen Sie, stammelte er, aber — ich bin müde, ich kann nicht mehr stehen!

Sie hätten sich längst setzen sollen! sagte Prediger Frank gütig, so, und nun frage ich wieder, wo haben Sie gebient?

Hier, im Heifelder Grund!

Bei — meinem —? Der Greis vollendete nicht und sah den Fremden unsicher an.

Bei dem Baron Heifelder! antwortete dieser, ich war Pferdebenecht!

Und weiter?

Nun — der Herr Baron war nicht sehr zufrieden mit mir — ich bin auch hummelig gewesen, hier manchmal heimlich weg, um zu tanzen, und trank auch manchmal über den Durst! Jugend hat keine Tugend! Eines Abends

Für Herz und Gemüt.

Der Pilger.

Einsam geh' ich auf dem Pfade,
blide nicht nach Lust zurück:
such' in Demut Gottes Gnade —
nicht der Menschen eitel Blick.

Nicht die Bier nach Brunk und Treßen
treibt mich wild ins Weite fort:
nur mich selbst möcht' ich vergessen —
stehen weiter, lieben fort.

Friedrich Neumann. (Tübing.)

A u s i c h t.

(„Kauf. Post.“ № 50)

Doch, die Sonne zeigt sich wieder,
wenn die Wölken sind davon,
oder glaubst Du denn, mein Lieber,
uns blieb einzig Haß und Hohn ???

Wilder Sturm — geheimes Wehen —
und der Himmel ist erhellt?
wahrer Friede! 's ist geschehen —
Sonnenschein der trübten Welt!

Katharinenfeld, E n z a k i m e r l e
im Juli 1919.

Auf dem Kirchlein.

(Im Mai.)

In der Wiedergabe dieses Gedichtes von „Grünig“ in Nr. 54 ist in der zweiten Strophe versehentlich der vierte Vers ausgelassen worden, welcher lautet: „Die Sonne höher sich erhebt“, was hiermit zurechtgestellt sei. Die Strophe ist im ganzen also wie folgt zu lesen:

Vom Kirchturn hell die Glocke läutet. . .

Im Dorf die Straßen sind belebt;

Die Herde an dem Berge weidet,

Die Sonne höher sich erhebt.

Des Hirtens Flöt' vom Berggang tönt;

Mein sehndes Herz, es horcht ihr zu. —

Den Bergwand die Kapelle krönt,

In der manch Pilger fand die Ruh;

Von grauer, längst vergang'ner Zeit

Erriecht laut das Kirchlein oben heu'!

Die Schriftleitung.

Der Engel der Geduld.

Erzählung von Elisabeth Baub.

(16. Fortsetzung.)

Der Mann neigte den Kopf.

Zwölf Jahre ist es her, hub er an, ruhelos durch-
streifte ich die Welt, ich hab manchmal schönes Geld ver-
dient, und doch fand ich keinen Frieden! Des Nachts,
wenn ich schlafen wollte, hörte ich ein feines, helles Stim-
men weinen, oder wenn Wind oder Regen gegen mein
Fenster schlug, so klang es mir wie das Tappen nackter
Kinderfüße. Es war Unsinn, Einbildung, ich wußte es,

Aus dem deutschen Leben.

Katharinensfeld

Wer das wirtschaftliche Leben Katharinensfelds in den letzten Jahren mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet hat, wird die Schwierigkeiten zugeben müssen, mit denen wir, um einigermaßen vorwärts zu kommen, zu kämpfen haben. Keinen Kraftaufwand fordert es, bei den vorhandenen Zuständen eine mittlere Wirtschaft von einigen Dessj. Weingärten und einigen Ackerlande zu bearbeiten. Die große Fernteilung des Landes, die weite Entfernung der einzelnen Partellen voneinander sowie vom Dorfe erschweren ungemein die rationelle Bearbeitung des Landes. Zu der ohnehin nie aufhörenden Arbeit in den Weingärten gesellen sich im Sommer noch die Arbeit auf dem Felde, die launigen Witterungsverhältnisse unseres Landes und die Arbeiterfrage. Die Arbeit ist im Juni und Juli so vielfältig und verschieden, daß man nicht weiß, welcher man sich zuerst zumeiden soll. Infolgedessen wird die Arbeit in aller Hast nur halb ausgeführt, wodurch der Ertrag in einzelnen Zweigen der Wirtschaft sehr geschmälert wird, ja manchmal ganz ausfällt. Leute, die ihre Arbeiten mit eigenen Kräften verrichten, haben scheinbar ein besseres Einkommen, weil bei ihnen eben die direkte Geldrechnung nicht so zutage tritt. Diejenigen aber, welche es mit fremden Arbeitern zu tun haben, haben mit den schwierigen Umständen zu rechnen und zu kämpfen. Abgesehen von den hohen Anfrachten (50 Rbl. pro Tag und noch die Kost), die die Arbeiter stellen, muß der Wirt sich mit den unersahrbaren Leuten den ganzen Tag herumzergern. Die Hausfrau muß Tag für Tag am Backofen stehen, um das viele Brot für die Arbeiter zu backen, dazu noch die ewige Anrichterei des Essens im Garten erledigen, die häuslichen Arbeiten erledigen und, obgleich solches fast unmöglich erscheint, noch mit in den Garten gehen. Wahrhaftig es ist kein freudiges Los, das unsere Frauen haben, und es müßte darin unbedingt Abhilfe geschaffen werden!

Aber all diesen Hemmnissen steht noch eine größere, unser wirtschaftliches Leben bedrohende Gefahr, nämlich — die des äußeren Einflusses. Wenn schon den Löwenanteil unseres Erfolges aus der Wirtschaft die Arbeiter verschlingen, so gehen immerhin noch 50% unseres Kraftaufwandes auf die Erhaltung des Geschaffenen verloren. Man rechne nur, wieviel gelöst und wieviel durch Witterungseinflüsse und Krankheiten vernichtet wird. Auch vergesse man nicht, daß wir von der uns umgebenden Bevölkerung in stets steigendem Maße direkt und indirekt ausgezogen werden. Wie viele treiben sich in Katharinensfeld herum, die überhaut nicht arbeiten, die ganz und gar auf unsere Kosten leben. Trotz allen, jahrelangen Bemühungen bleiben die Fronarbeiten des ganzen Rayons auf Katharinensfeld lasten. Es ist daher kein Wunder, wenn die Leute unter solchen Umständen zu murren anfangen, oder wenn man sie und da Stimmen hört, die geneigt wären, zu launieren und auszuwandern. Unter den obwaltenden Verhältnissen muß Katharinensfeld aber kurz oder lang wirtschaftlich zugrunde gehen. Gleich dem schiffbrüchigen Bogtjäger gleitet unser Boot, in allen Ragen ächzend, durch die wogende Zeit, bis die von allen Seiten tobenden Wellen des Völkermeeres uns in sich verschlingen!

Ob die bevorstehende Agrarreform (Landreform) unsere wirtschaftliche Lage verbessern wird? Ich glaube es nicht. Jedenfalls wird das schon ohnehin stark darniederliegende Handwerk und Gewerbe, und noch mehr der Handel dadurch herunterkommen. Wir werden weder Bauern, noch Handwerker, noch Händler haben. Es wird ein Vegetieren sein nicht zum Leben, nicht zum Sterben, und man wird nicht dies, nicht das sein. Nur eine gesunde geistige und wirtschaftliche Entwicklung, ein guter Bauernstand und eine ihrer Aufgabe gewachsene Junnt von Handwerkern, Gewerbetreibenden und Händlern sichern unsere Existenz vor den immer wachsenden Einflüssen von außen.

Ernst Allmendinger.

Die Regierung hat bestimmt, alle Zentralbehörden des Borschtgalaer Kreises von Schulawerri nach Katharinensfeld überzuführen. Aus welchen Beweggründen, ist uns Yürgeren vollends unbekannt. Die Landkommission (земельная комиссия) ist schon am 23. Juni im Dorfe eingetroffen und hat zeitweilig die Räume der Höheren Elementarschule besetzt. Für die Beamten werden Privatwohnungen in Anspruch genommen, und muß sich der be-

Wahrscheinlichkeit nach den ersten Schlag gegen sie richten wird, um mit Aufstand direkte Fühlung zu gewinnen, wobei dann die weltliche, d. h. die deutsch-französische Grenze einsteilen von dem deutschen Angriff verschont bliebe. So kalkuliert man in den französischen militärischen Kreisen über den sogenannten „Sanitäts-Kordon“ Westeuropas gegen die Ansteckungsgefahr seitens des Bolschewismus, als der die Grenze Danzig — Bularest selbstverständlich auch den Franzosen in erster Linie wichtig erscheint. — In Berlin haben Anfang der vorigen Woche Zusammenkünfte zwischen streifenden Arbeitermassen und den Regierungstruppen stattgefunden, wobei einige Personen verundet wurden. Auf einem Massenmeeting der Mehrheits-Sozialisten verurteilten „Unabhängige“ und „Kommunisten“ Siedlungen, die einen erstickten Charakter gewannen, als inenimwort die Redner am Sprechern gehindert wurden und schließlich in einem Nebenraum gar Schüsse fielen. Den Meeting unter freiem Himmel abzuhalten, hatte Minister Koske, in seiner Eigenschaft als Verweser der Provinz Brandenburg, untersagt. Der „Vorwärts“ bemerkt hierzu, daß die „Unabhängigen“ die Regierung stützen wollen. — Mit der Rückbeförderung der deutschen Kriegsgefangenen aus Frankreich soll nach 4—5 Wochen begonnen werden. — Aus Kopenhagen wird gemeldet, daß der japanische Gesandte das Bestehen eines japanisch-deutschen Vertrages in Abrede nehme. Die Vertreter Chinas auf der Friedenskonferenz erwiderten hiergegen, daß das Vorhandensein eines solchen Vertragsverhältnisses auch nie behauptet worden sei; es sei bloß darauf hingewiesen worden, daß Verhandlungen über den Abschluß eines derartigen Vertrages geführt worden seien. — Die Reibungen zwischen den Mächten wegen Rückgabe der Halbinsel Schantung an China scheinen auf der Friedenskonferenz zu erheblichen Meinungsverschiedenheiten zwischen Japan, das sie nicht herausgeben möchte, einerseits und den Vereinigten Staaten von Nordamerika sowie den übrigen Verbündeten andererseits geführt zu haben und einen ernsten Konflikt heraufzubeschwören. — Auch die türkische Frage, die immer noch ungelöst ist, bietet unausgesetzte Veranlassung zu „Meinungsverschiedenheiten“ zwischen den Verbündeten. — In Polen, namentlich in Warschau, ist es zu großen Arbeiterunruhen gekommen, wobei Strafenkampfe stattfanden, denen zahlreiche unbewaffnete Arbeiter zum Opfer gefallen sind. Die Ursache dieser Vorkommnisse ist zumeist in dem Mangel an Lebensmitteln und in der Arbeitslosigkeit zu suchen, zum Teil wohl auch in der bolschewistischen Agitation. — Der polnische Landtag hat sich für die zwangsweise Enteignung des polnischen Großgrundbesitzes ausgesprochen. Niemand soll mehr als 180 Hektaren Land besitzen dürfen.

Die Nachprüfung des Vertrages sei von den Mächten versprochen worden, und natürlich müsse man auf ihr bestehen. Deutschland sollte aber nicht an Bewand (Vergeltung) denken, sondern nur auf die Gerechtigkeit bedacht sein, um auf diese Weise möglichst bald zu dem Völkerbund zugelassen zu werden und die Durchführung des Friedensvertrages zu erreichen. „Viele halten den Völkerbund auch heute noch für mißlungen, andere wiederum für eine „heilige Allianz“ (Bündnis) gegen Deutschland. Der Völkerbund muß verändert werden, da er ohne Deutschland, Deutsch-Osterreich und Rußland unvollkommen ist. Es widerspricht der Völkerbund durchaus nicht den nationalen Idealen, als deren eines das Recht der Selbstbestimmung zu gelten hat. Auf Grund dieses Prinzips konnte Deutschland sich mit Deutsch-Osterreich vereinigen. Als Mitglied des Völkerbundes konnte Deutschland auch auf einer gerechteren Abstimmung im oberen Schloßen und auf einer Einschränkung der Befehle des linken Rheinufers bestehen! Dies seien die hauptsächlichen Aufgaben die äußerem Politik Deutschlands. Hinsichtlich der Beziehungen zu den anderen Ländern wies Graf Bernsdorf auf den Umstand hin, daß die neutralen Staaten bereit seien, Deutschland wirtschaftlich zu helfen. Diesbezüglich seien von Wichtigkeit: Polen, Estland, Föderal-Sloowaken und besonders Rußland, mit dem Deutschland gern wieder in Verbindung treten würde, sowie Ungarn. Die anderen Staaten dürfen sich in die deutsche Politik nicht einmischen. Im Fernen Osten sind gute Beziehungen zu China und Japan erwünscht.“ Hierbei, bemerkte Bernsdorf zum Schluß, müßte man sich aber nicht von der Voraussetzung eines Krieges zwischen Japan und Amerika leiten lassen. Dieses Programm Bernsdorf's wurde von dem Parteitag (Kongress) gutgeheißen. — Ein englischer Journalist besagt, daß die Verbündeten beschloßen haben, Polen auch das östliche Galizien zu überlassen. Letzteres hat 5 Millionen Bewohner und ist reich an Mineralquellen, was für Polen von Bedeutung ist. Aber von noch größerer Bedeutung ist, daß Polen nunmehr an Rumänien angrenzen wird. Damit zugleich wird Polen in der Lage sein, mit Rumänien ein militärisches Bündnis zu schließen und dadurch das heute noch bolschewistische Ungarn zu isolieren und der Möglichkeit zu berauben, mit dem bolschewistischen Rußland in unmittelbare Berührung zu treten. Die Freige, durch welche bisher der russische Bolschewismus nach West-Europa (über Ungarn) eindringen konnte, wäre nun ausgefüllt und die Gefahr, von dieser Seite dem Vordringen des Bolschewismus nicht rechten Widerstand leisten zu können, für jenes so gut wie ausgeschlossen. Für Frankreich wird die Grenze von Danzig bis Bularest in Zukunft noch insofern von großem Wert sein, als das wieder erhaltene Deutschland aller-

aber, als ich auch fort war, ist die Lieblingsstute des Barons, die Yella, plötzlich krank geworden und gestürzt. Der Herr gab mir die Schuld an dem Ende dieses Tieres, weil ich meinen Vösel umgewandelt verlaßen hätte. So wurde ich abgelehnt! Nun stand ich plötzlich brotlos da! Die Süge des Sprechers verfinsterten sich. Dies war um so schrecklicher für mich, weil ich nicht in dem besten Aufstand und auch keine guten Zeugnisse besaß! So grinst mich das Gespenst der Not — der Obdachlosigkeit an, ich wußte nicht wohin, niemand wollte mir Arbeit geben. Meine Verzweiflung wuchs, und gleichzeitig erwachte ein furchtbarer Haß in mir gegen den Baron.

Ach! unterbrach ihn der Prediger mit umflorter Stimme, und da faßten Sie den entschlichen Plan?

Noch nicht, fiel ihm der Mann ins Wort, noch nicht! Erst ging ich noch zu Baron Manfred, dem Bruder meines einstigen Herrn, nach Elm, um diesen zu bitten, daß er mir helfen möchte! Ich wußte, daß Baron Heißfelder und sein jüngerer Bruder nicht auf gutem Fuße standen, und darauf baute ich! Es kam auch so, wie ich dachte. Baron Manfred unterstützte mich und versprach, mehr für mich zu tun! Nach kurzer Zeit rief er mich wieder nach Elm — zu einer geheimen Besprechung. Ich sollte ihm einen Dienst tun, den er mit Tausenden lohnen wollte!

O, Himmel! murmelte der Greis, ist es möglich?

Ja, ja, fuhr der ehemalige Knecht fort, indem er wie erleichtert aufzufuhr. Alles, was ich hier rede, ist die reine Wahrheit! Durch Sturm und Regen bin ich zu Ihnen gekommen, um mir das endlich herunter zu reden! — denn es frist mir das Herz ab, es zehrt an dem Marke meines Lebens! All die Jahre ist's mir gewesen, als ich schleppte ich

ein Kreuz mit mir herum — ein Kreuz, das täglich schwerer wird! Ich kann nimmer weiter so — die Last muß ich abwerfen!

Sprechen Sie! Sprechen Sie! drängte nur auch der Prediger, dessen Erregung zunahm.

Ja! Der Dienst, den ich tun sollte und auch tat, erzählte der Mann mit heiferer Stimme weiter, er war — ein Verbrechen! In dunkler Nacht stieg ich durch ein offenes Fenster in das Schlafzimmer der kleinen Baronin Greta ein und raubte sie ihren ahnungslosen Eltern! Die Dame schlief am Tisch über ihrer Arbeit — niemand hörte mich — und selbst das Kind, das ich doch aus seinem warmen Bettchen herausgerissen hatte — erwachte nicht. So entkam ich ungeschoren.

Großer Gott, stammelte der Prediger und faltete die Hände, nach zwölf Jahren endlich — bringst du uns das Licht!

Der Knecht hatte die leisen Worte des Greises nicht verstanden. Seine Gedanken waren zu sehr mit der Vergangenheit beschäftigt.

Die Tage darauf, fuhr er fort, litt ich schrecklich! Das Kind schleppte ich mit mir herum und verbarz es bald hier bald dort. Sein jämmerliches Weinen schnit mir in die Seele. Am liebsten hätte ich es wieder ins Schloß zurückgetragen, Aber ich wagte es nicht. Baron Manfred deutete mir immer energischer an, daß das Kind ganz verschwinden müßte, wenn ich nicht dafür sorgte, würden wir beide hereinkommen! Dies sagte ich mir auch, und doch brachte ich es nicht über mich, das kleine Geschöpf zu töten! Endlich fand ich einen Ausweg.

(Fortsetzung folgt.)

treffende Wirt dabei tüchtig in die Enge treiben lassen. Sonstige Quartiere, wie sie für die Behörden gewünscht werden, hat man hier nicht. Es sind höchstens einzelne Zimmerchen zu finden. Da während der fünf Kriegsjahre gar nicht neugebaut wurde, so können hier auch beim besten Willen keine übermäßigen Wohnungen sein und erst recht nicht solche, die sich für Kasernen eignen. Unter anderen sind auch die Kämmlichteit des Bildungsbereichs, im Hause H. Wöhringer, in Aussicht genommen, was aber schon seit dem vorigen Jahr eine Klasse der Höheren Elementarschule untergebracht ist. Im nächsten Schuljahre kommen noch zwei Klassen hinzu, und werden dann sämtliche Räume für die Schule nötig sein. Da die Quartiere suchenden Personen auf diesen Umstand keine Rücksicht nehmen wollen, so sieht man sich gezwungen, anderen Orts dagegen zu protestieren, weil Schulen im gegebenen Falle schon laut Gesetz nicht requiriert werden können.

Der freie Bürger.

Im Verlaufe dieses Sommers wurden von dem hier weilenden Entomologen des Kaiserlichen Botanischen Gartens J. Prinz verschiedene Vorträge gehalten (über die Hebamme, die Blutlaus, die Blattläuse, die Gemüseschädlinge, Pilzkrankheiten etc.). Indem ich hiermit im Namen vieler ihm für seine Bemühungen unseren Dank ausspreche, bedauere ich nur, daß das Vergehrtrage nicht auch in den Spalten der „Rauf. Post“ wiedergebracht wird. Mancher war gewiß verbündet, zu den Vorträgen zu kommen, auch können verschiedene praktische Vorschläge (Netze etc.) im allgemeinen den Zuhörern nicht immer im Gedächtnis bleiben. Daher wäre es von großer Bedeutung, das Gehörte noch einmal durchlesen zu können. — Wir bitten nun Herrn J. Prinz, seine Vorträge in der „R. P.“ zu veröffentlichen. J. A.

Heleneendorf, den 18. Juli.

Sieht man die Ereignisse der letzten Zeit in Betracht, so wird man unwillkürlich in die Schwerezeit der Anarchie verweist. Zum Beweise hierfür will ich nur einige Beispiele anführen:

Am 23. Juni sollte auf Anordnung der Regierung der Wechsel des hiesigen Bezirksaufsehers stattfinden. Der neu ernannte Beamte erschien, um den Bezirk zu übernehmen. Als jedoch die Polizeimonarchie des bisherigen Bezirksaufsehers dieses erfuhr, widerlegte sie sich dieser Anordnung und verlegte den neuen Anstellung in bewaffnetem Zustande, wobei es inmitten der Kolonie, vor dem Hause der Witwe Albert Thiele, zu einer förmlichen Schießerei kam. Auf den Bezirksaufseher wurden ungefähr 50 Schüsse abgegeben, von denen 48 Kugeln das Haus trafen. Dank dem ausgiebigen Schießen gelang es dem Angegriffenen, sich in das betreffende Haus zu flüchten. Letzterer griff zur Gegenwehr und verwundete zwei der Aufständigen. Jedermann kann sich vorstellen, welchen Schrecken diese Schießerei in der Kolonie hervorrief. Im Au war Heleneendorf auf den Füßen, da man begrifflicher Weise nicht wissen konnte, worum es sich handelte. Dieser Vorfall wurde sofort der Kreispolizei gemeldet, und nach einer Stunde traf großes Gefolge ein, um diese Sache zu untersuchen. Indessen machte sich eine Gruppe junger Leute zusammen, umringte den Polizeibefehl und entwarfene den bisherigen Bezirksaufseher. Seiner Mannhaftigkeit ist es leider gelungen, in der Dunkelheit zu entkommen. Nebenbei sei noch erwähnt, daß die antihäretischen Polizeimänner fast alle aus dem berichtigten Tatarendorf „Topall-Hassanli“ stammen.

Am nächsten Morgen begaben sich etliche unserer Kolonisten ins Gebirge, um die Heuernte einzuschleimen, da machten sich die geflohenen Polizeimänner auch schon hinter unsere Bürger her und empfangen sie mit einem Kugelregen und hätten beinahe einen der Unfrigen gefangen genommen. Dieser Vorfall rief viele unserer tapferen Bürger ins Gebirge, wo es zu einer lebhaften Schießerei kam. Ungefähr 15 Mann der Kreispolizei nahmen an dieser Schießerei regen Anteil. Opfer gab es keine, abgesehen von einem Pferde, das die Spießhaken eines Heleneendorfer wegnahm. Auf diesen Vorfall hin verlangte der Kreisoberhauptmann Militär zu Hilfe, allein hat dessen Erscheinen ein größeres Polizeiaufgebot aus Elisabethopol, welches sich jedoch nach kurzer Zeit wieder entfernte, ohne energische Schritte unternommen zu haben. Mit einer gründlichen Untersuchung von Seiten der Procuratur fand dieser Vorfall vorläufig seinen Abschluß.

Am 5. Juli überfielen dieselben geflüchteten Polizeimänner wieder einen unserer Bürger und wollten ihm seine Pferde gewaltsam wegnehmen. Als jedoch der Deutsche nicht sofort Folge leistete, gab einer der Tataren auf ihn einige Schüsse ab. Dieser griff zur Gegenwehr und schoß einen der Räuber vom Pferde herunter. Einige andere Kugeln fielen die Kameraden des Gefallenen in wilde Flucht. Dieser Überfall war soweit erledigt. — Am 6. Juli verbreitete sich aber in der Kolonie die Nachricht, daß einer unserer Deutschen, namens Georg Schöneck, in den Talgärten von den betreffenden Tataren erschossen worden sei. Nach kurzer Untersuchung erwies sich dieses Gerücht als Tatsache. G. Schöneck, unbewaffnet, im Wärgern begriffen, ist aus dem Hinterhalt überfallen und meuchlings erschossen worden. — Am 7. Juli fuhr eine Deputation zum Gouverneur, um zu erklären, daß wir dieser Sache nicht mehr fähiglich zusehen könnten. Kaum war diese Deputation zu Hause, so traf eine neue Hochbotschaft ein. Der 15-jährige Sohn des Johannes Breitmeier wurde in den Stadtgärten — ebenfalls meuchlings — erschossen. Er erhielt mehrere Schußwunden. Seine Mörder sind dieselben geflohenen Polizisten.

Seitdem werden wieder allerorten Wachtposten aufgestellt, und muß jedermann seine Waffe bei sich tragen. Indessen kam es zwischen Heleneendorf und Topall-Hassanli zu einer friedlichen Vereinbarung. Wie lange dieser Friede dauern wird, bleibt abzuwarten.

Für Ra-Be-Ge — R. J.

Annensfeld.

Bericht über die geschichtliche, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung der Kolonie vom Jahre 1819—1919 (nach der Kirchendirekt. des Pfarrarchiv und mündlichen Überlieferungen zur Jahreshundertfeier in Heleneendorf zusammengestellt.)

(Schluß.)

Im Jahre 1873 entschied sich endlich die Gemeinde, ihren Wohnort auf eine gesündere Stelle zu verlegen, nachdem man einige Male den Sommer dortselbst mit gutem Erfolg zugebracht hatte. Die Hauptfrage dabei aber war, daß man durch den mit Hilfe der Regierung ergrabenen Khris endlich gutes Trinkwasser bekam. Leider liegt die Kolonie jetzt in unmittelbarer Nähe des Dorfes Murul, was manchen Nachteil mit sich bringt. Nach dieser vierten Ansiedelung erhielt die Gemeinde wieder einen bedeutenden Zuwachs, indem nacheinander etwa 25 Familien aus Heleneendorf, Elisabethetta und Marienfeld hierher überiedelten. — Seit der Überiedelung auf den gegenwärtigen Wohnplatz verbesserte sich der Gesundheitszustand mit einem Schlage. Die Seelenzahl nimmt von da an stetig zu.

Im Kriegsjahre 1878 wurden viele Kranke und verwundete Soldaten in Annensfeld einquartiert. Durch sie kam eine Typhusepidemie ins Dorf, welcher auch viele Kolonisten erlagen.

1885 wurde der erste ordinierte Prediger hier ange stellt. 1888 wurde ein Pastorat erbaut. Bis zum Jahre 1891 arbeitete an der Schule immer nur ein Lehrer, durchschnittlich mit wenig Erfolg, weil die Kinder außerordentlich viel Schulveräumnisse machten, indem sie von den Eltern zur Arbeit verwendet wurden. Als die Schule 1891 dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellt wurde, mußte auch ein zweiter, russischer Lehrer angestellt und ein neuer Schulsaal hinzugebaut werden.

In den neunziger Jahren hatte die Gemeinde durchschnittlich gute Ernten. Der Wohlstand hob sich einigermaßen: jedoch war nahezu ein Drittel der Gemeindeglieder bei den zahlreichen armenischen Geschäftsleuten verschuldet, welche ihre Schuldner in ein Abhängigkeitsverhältnis schlimmster Art zu bringen wußten.

1899 beschloß die Gemeinde, sich mit der neugegründeten Kolonie Georgsbad zu einem Kirchspiel zu vereinigen. Die Pfarre war aber oft viele Jahre lang unbeseht.

Im Wirtschaftsleben sind um die Wende des Jahrhunderts wesentliche Fortschritte zu verzeichnen. Man fing allgemein an, die Rekrutheiten mit Vitriol und Schwefel zu bekämpfen, wobei der Erfolg ein außerordentlicher war und Mizernten im Laufe vieler Jahre nur noch zu den Ausnahmen gehörten. Bald wurde auf die Wirtschaft eine Dessjatine Weingarten neu ausgeteilt und im Jahre 1910

wiederum eine Dessjatine, wozu ein 4 Weist langer Khris angelegt werden mußte. Auf diese Weise wurde das Areal der Weingärten in kurzer Zeit fast verdoppelt.

Im Jahre 1906 wurde hier die landwirtschaftliche Gesellschaft „Eintracht“ gegründet, welche fortan durch ihren Konsumladen die Kolonie mit allen auswärtigen Bedarfsartikeln versorgte. Die Gesellschaft eröffnete bald auch eine allgemeine Brauweinbrennerei und zuletzt auch eine Fleischererei.

Da das Bethaus der schnell wachsenden Gemeinde nicht mehr genügte, so wurde im Jahre 1907 der Grundstein gelegt zu einer großen steinernen Kirche, welche, dank der Opferfreudigkeit der Gemeinde und Energie der Baukommission, bereits 1911 eingeweiht werden konnte.

Auch der Schule brachte man nun mehr Interesse entgegen. 1912 wurde ein dritter Lehrer und 1913 bereits ein vierter Lehrer angestellt, bei etwa 150 Schülkern. 1914 wurde eine Kleinkinderchule ins Leben gerufen, die sich seither allgemeiner Beliebtheit erfreut. Aus freiwilligen Spenden wurde kurz vor dem Krieg eine deutsche Leihbibliothek angekauft.

Der große Krieg forderte von der Gemeinde dieselben schweren Opfer, wie auch von den anderen Gemeinden. Umgekommen sind im Kriege und während der Anarchie verhältnismäßig wenige, etwa 12 Personen. Dreimal hatte die Gemeinde Militäreinquartierungen, jedesmal auf etliche Monate.

Im Jahre 1915 wurde in Annensfeld von der Regierung ein Sammelpunkt und ein Krankenhaus für die Flüchtlinge aus der Türkei eingerichtet, um von hier aus in die übrigen Kolonien und Armenierdörfer des Kreises verteilt zu werden. Im ganzen passierten die Kolonie etwa 5000 Flüchtlinge, welche größtenteils von Annensfeld auf der Fron fortgeführt werden mußten. Als in allen Gemeinden Regierungsschulzen eingesetzt wurden, bekam auch Annensfeld einen solchen, konnte aber mit ihm zufrieden sein, da er die Leute nicht in besonderer Weise unterdrückte, wie es anderwärts vielfach der Fall war. Lange Tage machte Annensfeld durch während der Entwaflnung der he imföhrenden russischen Militärs durch die Tataren vor der Station Schamchor. Wochenlang mußte die ganze männliche Bevölkerung unter Waffen stehen und Wache halten. Doch ging, Gott sei Dank, alles glücklich vorüber.

Zu Anfang des laufenden Jahres wurde in Annensfeld ein Verein gegründet zur Förderung verschiedener kultureller und wohltätiger Zwecke, wie auch zur Pflege edler Geseftschaft. Zur Pflege von Gesang und Musik hat Annensfeld gegenwärtig einen gemischten Chor, einen Männer- und Frauenchor, ein Streichorchester und einen Bläserchor. Ebenfalls im laufenden Jahre ist mit der Einrichtung der elektrischen Beleuchtung begonnen worden.

Der anfänglich traurige, geradezu hoffnungslose Zustand der Gemeinde Annensfeld hat sich somit seit der letzten Ansiedlung im Jahr 1873 dermaßen gebessert, daß die Kolonie heute zu den zugehörten unter den Schwefelkolonien gezählt werden muß, und beim Rückblick auf diese glückliche Wendung ihrer Lage kann sie wohl einstimmen in das Bekenntnis: „Des Herrn Rat ist wunderbar, aber er fülret es herrlich hinaus.“

Briefkasten der Redaktion.

R. M. in? — Ihre kulturhistorische Skizze betr. Heleneendorf, Georgsbad und Annensfeld kann, weil anonym und ohne Angabe ihrer Adresse, keine Berücksichtigung finden. Überhaupt könnte die Skizze nur mit Ihrer vollen Namensunterschrift gebracht werden.

R. — Ihre Zuschrift betreffend des Kabarettsaabends im Deutschen Verein (Zöllis) kann, weil anonym, nicht veröffentlicht werden. Wir haben sie aber zuständigemorts vorgewiesen und aus den Erklärungen von der nämlichen Seite ersehen, daß bereits Maßregeln ergriffen worden sind, um einer Wiederholung der von Ihnen zum Teil nicht mit Unrecht gerügten Mifstände in Zukunft vorzubeugen. Übrigens hat sich der Verein noch nicht endgültig gebildet, und ist somit auch noch kein vorantwortlicher Bericht da. Alle bisherigen Veranstaltungen sind von der Vereinskommission getroffen worden, die natürlich auf keine Statuten oder sonstige Verpflichtungen gebunden ist. Das Programm des vorigen Sonnabends wird Sie hoffentlich für die Enttäuung des 19. Juli vollat entscheidend haben.

Herausgeber: Der J.-B. des Verbandes der transf. Deutscher. Verantwortlich für die Redaktion: Das Redaktionssomitee.